

MARY GAITSKILL

Roman
Veronica

Blümenbar

MARY GAITSKILL

Roman
Veronica

Blümenbar

Über das Buch

Mary Gaitskill beschwört in diesem Roman, der 2005 auf der Shortlist für den National Book Award stand und von Daniel Schreiber jetzt erstmals ins Deutsche übersetzt wurde, die Zerbrechlichkeit und das Geheimnis menschlicher Beziehungen. Sie bewegt sich nahtlos zwischen den leuchtenden und den düsteren Seiten der Metropole, wo Schönheit und Stil dem Exzess Vorschub leisten, und der Welt der Überlebenden, die zwanzig Jahre später vor den Scherben ihres Daseins stehen. Ein Meisterwerk, das gleichzeitig erschüttert und beglückt, schwindlig macht durch persönliche Betroffenheit und grenzenlose Hoffnung.

»Gaitskill hat die Fähigkeit, abstrakte Gefühle und Empfindungen in prägnante und unerwartete Bilder zu fassen.« Publishers Weekly

»Die Figuren bluten, schwitzen, weinen, und sie erleben Traurigkeit, Wut und Liebe ebenso sehr als körperliche Empfindung wie als Gefühl.« San Francisco Chronicle

Über Mary Gaitskill

Mary Gaitskill, geboren 1955 in Detroit, verdiente ihr Geld als Stripteasetänzerin, Blumenverkäuferin, Sekretärin, Model und Buchhändlerin. Während des späten Studiums schrieb sie ihre ersten Erzählungen. Seit ihrem Debüt »Bad Behavior« (1988) lotet sie die Ambiguität menschlicher Gefühle und Beziehungen aus wie sonst kaum jemand. Sie erhielt zahlreiche Auszeichnungen und lebt heute in New York.

Bei Blumenbar liegen von ihr ebenfalls »Bad Behavior. Schlechter Umgang« und »Das ist Lust« vor.

ABONNIEREN SIE DEN NEWSLETTER DER AUFBAU VERLAGE

Einmal im Monat informieren wir Sie über

- die besten Neuerscheinungen aus unserem vielfältigen Programm
- Lesungen und Veranstaltungen rund um unsere Bücher
- Neuigkeiten über unsere Autoren
- Videos, Lese- und Hörproben
- attraktive Gewinnspiele, Aktionen und vieles mehr

Folgen Sie uns auf Facebook, um stets aktuelle Informationen über uns und unsere Autoren zu erhalten:

<https://www.facebook.com/aufbau.verlag>

Registrieren Sie sich jetzt unter:
<http://www.aufbau-verlage.de/newsletter>


Unter allen Neu-Anmeldungen verlosen wir
jeden Monat ein Novitäten-Buchpaket!

Mary Gaitskill

Veronica

Roman

Aus dem Amerikanischen von Daniel Schreiber

 aufbau digital

Inhaltsverzeichnis

Titelinformationen

Informationen zum Buch

Newsletter

Widmung

Buch lesen

Impressum

Für B. C. und R. D.

Als ich Kind war, las mir meine Mutter eine Geschichte über ein kleines böses Mädchen vor. Sie las sie mir und meinen beiden Schwestern vor. Wir kuschelten uns auf dem Sofa an sie, das Buch lag auf ihrem Schoß. Das Licht der Lampe fiel auf uns, wir hatten uns in eine Decke eingehüllt. Das Mädchen in der Geschichte war grausam und schön. Weil seine Mutter arm ist, gibt sie es bei einer reichen Familie in Anstellung, die es verwöhnt und verhätschelt. Die reiche Familie trägt ihm auf, seine Mutter zu besuchen. Doch das Mädchen hält sich jetzt für etwas Besseres und bleibt nie lange. Eines Tages schickt die reiche Familie es mit einem Laib Brot zur Mutter. Doch als das Mädchen durch einen modderigen Sumpf muss, will es seine Schuhe nicht schmutzig machen und wirft das Brot zu Boden, um es als Trittstein zu benutzen. Zusammen mit dem Brot versinkt es im Morast. Es sinkt in eine Welt der Dämonen und entstellten Kreaturen. Weil es schön ist, verwandelt die Dämonenkönigin es in eine Statue als Geschenk für ihren Urenkel. Das Mädchen ist mit Schlamm und Schlangen bedeckt und vom Hass aller Kreaturen umgeben, die wie es gefangen sind. Es hungert, kann aber das Brot nicht essen, es steht immer noch drauf. Dafür kann es hören, was sich die Leute über es erzählen. Ein Junge hatte gesehen, was passiert ist, und allen davon berichtet, und alle sagen, es

geschehe ihm recht. Selbst die Mutter des Mädchens sagt, es geschehe ihm recht. Sie kann sich nicht bewegen. Hätte es gekonnt, hätte es sich vor Wut gewunden. »Das ist so ungerecht!«, intonierte meine Mutter, mit Spott für das böse Mädchen in der Stimme.

Da ich mich an meine Mutter gekuschelt hatte, konnte ich die Worte der Geschichte nicht nur hören, ich konnte sie in ihrem Körper spüren. Ich konnte das Mädchen spüren, das schön sein wollte. Eine Mutter, die es lieben, eine Dämonin, die es quälen wollte. Ich spürte, wie sich die Figuren in meiner Mutter so vermischten, dass ich sie nicht mehr auseinanderhalten konnte. Die Geschichte machte mir Angst, ich musste weinen. Meine Mutter nahm mich in die Arme. »Keine Angst«, sagte sie. »Am Ende wird sie noch gerettet durch die Tränen eines unschuldigen Mädchens, eines Mädchens wie du.« Meine Mutter küsste mich auf den Kopf und las die Geschichte zu Ende. Und für eine lange Zeit vergaß ich sie wieder.

Ich öffne die Augen.

Ich kann nicht schlafen. Wenn ich es versuche, wache ich nach zwei Stunden wieder auf und verbringe den Rest der Nacht in Aufruhr, zu viele Gedanken, zu viele Gefühle. Für gewöhnlich schlafe ich zum Morgengrauen wieder ein, um halb acht stehe ich dann auf. Wenn ich aufstehe, bin ich wütend auf mich, weil ich nicht geschlafen habe, und das macht mich auf alles wütend. Während sich mein Körper durch den Tag schleppt, schnauzt mein Kopf Beleidigungen in die Welt. Traumbilder kommen an die Oberfläche und verschwinden wieder, sind riesig und dann weg, riesig, weg. Ein kleines Mädchen sinkt im Dunkeln in die Tiefe. Wer ist es? Weg.

Ich trinke meinen Kaffee aus einer großen blauen Tasse, schaue dem Regen beim Regnen zu und höre im Radio, wie eine armselige Gestalt für ihr Buch wirbt. Ich wohne in San Rafael, direkt am Kanal, mit Blick aufs Wasser. Zu viele Boote verdrecken es mit Benzin, Müll und vielleicht auch Fäkalien. Trotzdem, es ist Wasser, und einmal habe ich gesehen, wie ein Seelöwe den Kanal Richtung Stadt entlangschwamm.

Jeden Tag springt mein Nachbar Freddie direkt von seiner Terrasse ins Wasser, um eine Runde zu schwimmen. Meine Nachbarin Bianca ekelt das an. »Weißt du nicht, was da alles drin ist, habe ich ihn gefragt? Man könnte genauso

gut in einem öffentlichen Klo schwimmen.« Bianca ist fünfzig und sexy, obwohl sie nicht mehr schön ist, vor allem ihrer großen, prallen Lippen wegen. »Ist ihm egal, sagt er, geht danach heiß duschen.« Bianca zieht mit ihren prallen Lippen an einer Zigarette. »Holt sich wahrscheinlich Typhus irgendwann.« Sie bläst den Rauch aus, begleitet von einer adretten Kopfbewegung, sogar ihr langer, sehniger Hals ist irgendwie sexy. »O Gott, ich hasse es, wenn er in seiner kleinen engen Badehose ins Wasser springt!«

Als ich aus dem Fenster schaue, fliegt wie auf Bestellung Freddie durch die Luft, ganz fleischig und rot, mit waberndem Bauch, sein silbergrauer Schopf klemmt zwischen den ausgestreckten Armen, und taucht – klatsch! – ins Wasser ein; ein Bulle, der über die Weide brüllt. Ich kann Bianca vor mir sehen, wie sie leise »Scheiße!« sagt und mit der Faust gegen die Wand haut. Er ist ein großer Mann, Mitte fünfzig, mit breitem Kinn und Muskeln wie Klumpen rohen Fleisches, Fleischklumpen, die sich gerade in Fett verwandeln. In seinen weit aufgerissenen Augen zeigt sich ein großes Gefühl nach dem anderen: Freude. Wut. Qual. Angst. Doch in seinem Körper kämpfen sie alle auf einmal um die Oberhand, auch beim Schwimmen kann man das sehen. Er attackiert das Wasser mit großen Prankenhieben und gräbt seinen Kopf darin ein, als würde er es ausschlüpfen wollen. Dann hält er an,

bewegt sich auf der Stelle, und sein schnaubender Kopf wippt so lange hin und her, bis er sich auf den Rücken dreht und wie ein Kind vom Wasser treiben lässt, mit einem Urvertrauen und – oh! – dem Gesicht zum Himmel gewandt, unbenommen des Regens und der Kacke.

Obwohl er ein großer Mann ist, hat Freddie das Gesicht von jemandem, der schon zu oft verprügelt wurde, ein Gesicht, das nur dazu da ist, dass man drauf einschlägt. Und zugleich ist es das Gesicht von jemandem, der, wenn die Schlägerei vorbei ist, aufsteht, okay sagt und irgendwo nach etwas Gutem zum Essen, Trinken und Sichrumlummeln sucht. Er beendet Geschichten gerne mit der Bemerkung »Aber sie würden dir wahrscheinlich nur darlegen, dass ich ein A-r-s-c-h-l-o-c-h bin«, was immer klingt, als würde er sagen, ach, was gibt's im Fernsehen? Das ist es, was Bianca am meisten hasst, dass er vom Leben so geschlagen ist und trotzdem fröhlich in die Scheiße springt, um drin zu schwimmen. Insbesondere dieses Springen kommt ihr wie ein persönlicher Affront vor. Aber ich mag das an ihm. Es erinnert mich an den Seelöwen, der mit seinem perfekten runden Kopf über dem Wasser Richtung Stadt schwimmt – auch wenn Freddie so viel grobschlächtiger durchs Wasser gleitet als der Seelöwe. Als hätte man etwas Ähnliches in eine jeweils andere Form gegossen. Manchmal möchte ich das Bianca erklären, um Freddie zu verteidigen, aber sie hört sowieso

nicht zu. Außerdem verstehe ich, warum sie sich vor ihm ekelt. Sie selbst ist ein kultivierter Mensch, und auch ich mag kultivierte Menschen lieber. Das geht mit einer eigenen Sicht aufs Leben einher.

Die Autorin im Radio spricht über ihre Figuren, als wären es echte Menschen: »Wenn man es von ihrem Standpunkt aus betrachtet, ist sein Verhalten höchst merkwürdig, sie glaubt, das Ganze sei nur ein erotisches Spiel, während es für ihn ...« Ihre Stimme schallt aus dem Radio wie ein sich aufblähender Ballon mit einem Gesicht drauf. Sie lächelt, möchte, dass man sie mag, bebt fast, so viele Dinge hat sie zu sagen. Schaltet man das Radio an, ist immer irgendwo irgendjemand wie sie zu hören. Menschen, die durchs Leben hetzen, schalten diese Programme ein, weil sie nach Trost suchen, und die Welle aufgeregter lächelnder Worte begräbt sie unter sich. Ich trinke meinen Kaffee. Die Figuren der Romanautorin machen sich fein und tanzen. Ich trinke meinen Kaffee. Menschen aus dem Traum der vergangenen Nacht stolpern in dunkle Räume, schreien einander an und bemühen sich, ihr Handeln vor mir geheim zu halten. Ich trinke meinen Kaffee aus. Wasser ist in die Wohnung gesickert, eine Ecke des Teppichs ist nass. Ich verstehe nicht, wie das passieren kann, ich wohne im ersten Stock.

Es ist Zeit für mich, Johns Büro zu putzen. John ist ein alter Freund, und um mir einen Gefallen zu tun, bezahlt er

mich dafür, dass ich sein Büro putze. Ich packe das Nötigste in meine Patchwork-Handtasche - Aspirin, Codein, eine Flasche Wasser - und suche meinen Regenschirm. Als ich ihn finde, stelle ich fest, dass er kaputt ist, und ich fluche, bis mir einfällt, dass ich noch einen anderen habe, den roten aus New York, den ich nie benutze. Ich habe ihn ihm Shop des Museum of Modern Art gekauft, als ich noch in Manhattan lebte. Auf seinem Rand sind vier weiße und ein schwarzes Cartoon-Schäfchen aufgedruckt, dazu der Name des Museums. Das Design wirkt schick und edel und erinnert mich an Veronica Ross. Sie ist jemand aus meinem früheren Leben. Sie mochte alles, was schick und edel wirkte: kunstvolles kleines Spielzeug, Fotos in schmalen verzierten Bilderrahmen, Zitate von Oscar Wilde. Sie mochte das MoMA, und sie mochte New York. Sie trug Schulterpolster, schneie Halbschuhe und dünne Söckchen. Ihre Hosen waren immer fein säuberlich aufgerollt. Auf ihrem gläsernen Couchtisch befanden sich Miniaturaschenbecher, Messingbehälter für Streichholzschachteln und teure Untersetzer mit lächelnden Kätzchen drauf.

Als ich auf den Hausflur trete, steht Rita vor mir, in Morgenmantel und Hausschuhen, sie hält einen kleinen Teller mit gebratener Hühnerleber in der Hand und bietet mir davon an, sagt, sie habe gestern Abend zu viel gemacht. Die Leber riecht gut, also greife ich zu und esse,

während ich mit ihr spreche. Vergangene Woche, sagt sie, habe »Robert, dieser Dreckskerl«, wieder den Grill auf der kleinen Terrasse unter ihr angemacht und die Umgebung mit giftigem Holzkohlenrauch verpestet, was, sie habe ihm das schon so oft erklärt, schlimm für ihre Hepatitis sei.

»Ich wusste, dass er den Grill immer noch dort zu stehen hatte, und hast du nicht gesehen, kaum war die Sonne draußen, hab ich gehört, wie er ihn anschmiss. Ich hab den Holzkohlenbeutel rumpeln hören, hab gehört, wie er den Deckel zurückschob. Ich hab mich erst mal hingeworfen und meditiert. Ich musste das Universum um Hilfe bitten. Und dann fiel es mir ein: Was ist die stärkste Kraft überhaupt? Wasser.«

Rita hat Hepatitis C, genau wie ich. Wir reden nicht viel darüber. Sie erinnert mich nicht daran, dass die Unmengen Codein, die ich zu mir nehme, einem flächendeckenden Bombardement meiner Leber gleichkommen. Und ich erinnere sie nicht daran, dass nicht der Holzkohlenrauch das Problem ist, sondern dass sie sich ausschließlich von frittierten Lebensmitteln ernährt.

»Ich hab alle Töpfe, Pfannen, Krüge, Vasen und Gläser, die ich besitze, mit Wasser gefüllt und auf die Terrasse gestellt. Und als er den Grill angezündet hat ...«

»Das ist nicht dein Ernst!«

»Doch, ist es. Ich hab das Feuer einfach gelöscht, und als er anfing, mich zu beschimpfen, hab ich ihm Wasser auf

den Kopf gekippt. Einen Augenblick lang stand er wie bedröppelt da, und dann, stell dir vor, dann hat er gelacht! ›Du bist eine Pissbratze, Rita‹, hat er gesagt. Genossen hat er's!«

Wir reden noch ein bisschen weiter, ich lache, verabschiede mich und trete nach draußen auf die Holzterappe. Ich öffne den Regenschirm und muss an meinen letzten Besuch bei Veronica denken. Es gab Brownies, eingepackt in rosafarbenes Papier, edlen Käse und Obstschnitze. Sie selbst war zu krank, um etwas zu essen. Ich kann mich noch daran erinnern, wie sie sagte: »Ich glaube, du liebst dich selbst nicht genug. Du musst lernen, dich selbst zu lieben.«

Veronica schwieg eine Zeit lang. Dann sagte sie: »Aber wahrscheinlich ist Liebe überbewertet. Meine Eltern haben mich geliebt. Gebracht hat das nichts.«

In meiner Straße gibt es nur Wohnhäuser, zweckdienlich und gut in Schuss, davor der Bürgersteig. Hier leben Weiße und ein paar Schwarze. Zwei Straßen weiter wohnen vor allem Mexikaner in schon etwas heruntergekommenen Häusern. Und noch eine Straße weiter trifft man nur noch auf Lagerhallen, Autowerkstätten und eine Bar, aus der schon morgens um acht laut Musik schallt. Freud- und gesichtslose Gebäude, doch ist es zu schwierig, sie abzureißen. Unkraut, Gras und kleine Büsche haben lautlos die Umgebung erobert, drängen sich durch jede Ritze im

Beton. Am Ende der Straße befindet sich ein vierspuriger Highway, an dessen Rand man entlanglaufen kann. Hier sind die größeren Unternehmen angesiedelt – Autohäuser, Computershops, Läden für den Bürobedarf. Einige kenne ich noch nicht einmal, obwohl ich fast jeden Tag an ihnen vorbeigehe. Die Macht, die sie ausstrahlen, macht mich sprachlos. Dieses Gefühl der Sprachlosigkeit ist nichts Schlechtes. Ich fühle mich wie ein Erdkrümel im Boden, umgeben von Wachstum und Tod. Ein Krümel oder ein Grashalm oder ein Stein, etwas Kleines, das alles weiß, aber nichts sagen kann. Das liegt nicht nur an den Läden selbst. Es liegt auch am Highway, an den Hunderten von Autos, die mir entgegendonnern, an den Hunderten verschwommenen Köpfen hinter ihren Windschutzscheiben.

Das passiert mir hier manchmal: mein Blickfeld verrutscht, wird unscharf. Ich glaube, das hängt mit dem Geschwindigkeitsunterschied zwischen mir und den rasenden Autos zusammen, und der Regen heute lässt alles noch mehr verschwimmen als sonst. Es fühlt sich an, als wäre ich aus meinem normalen Leben in eine Welt gestolpert, in der sich die Ordnung der Dinge verschoben hat; es ist immer noch mein Leben, und ich erkenne es auch wieder, doch die Menschen und Orte darin sind in einem heillosen Durcheinander versunken.

Ein dicker weißer Mann müht sich mit ernstem Gesicht auf einem grünen Fahrrad an mir vorbei, mit der einen

Hand hält er den Lenker, in der anderen einen kleinen, völlig lädierten Regenschirm. Er mustert mich, in seinen hellbraunen Augen blitzt kurz etwas auf, und dann ist er weg.

Ein Traum von vergangener Nacht: Jemand ist hinter mir her, und um mich in Sicherheit zu bringen, muss ich meine Vergangenheit durchlaufen und all den Leuten von damals wiederbegegnen. Doch die Zeiten und die dazugehörigen Menschen sind durcheinandergewürfelt. Eine alte Frau ohne Namen, die früher nebenan wohnte, reicht mir die Hand, ihre großen braunen Augen voll Zärtlichkeit und Tränen – aber meine Mutter ist irgendwo in der Menschenmenge verloren. Mein Vater gibt sich kaum zu erkennen – ich kann sehen, wie er allein in unserem dunklen Wohnzimmer sitzt und verträumt eine gesalzene Nuss isst –, während mir ein unzurechnungsfähiger fremder Mann vor die Nase springt und mir zubrüllt, was ich jetzt tun muss, um mich zu retten.

Vor mir auf dem Bürgersteig sehe ich eine mexikanische Frau mittleren Alters knien, die geduldig in einen großen roten Koffer, der offenbar kaputtgegangen ist, die herausgefallenen Sachen wieder hineinstopft. Sie hat keinen Regenschirm dabei, und ihr Haar und ihre Kleidung kleben nass an ihrem Körper. Ich halte an und bücke mich, um ihr zu helfen. Sie schaut mich kühl von der Seite an und schüttelt den Kopf. Ich richte mich auf, halte inne und

bleibe mit meinem Schirm bei ihr stehen, um uns beide vor dem Regen zu schützen. Sie sieht zu mir hoch und lächelt; zwischen dem Getöse der Autos und den einschüchternden Gebäuden beschwöre ich auf diesem Betonstreifen ein Gefühl von Anstand, auch sie nimmt das so wahr. Ihr Lächeln ist wie eine offene Tür, und ich trete für einen Augenblick ein. Behände wendet sie sich wieder dem Packen ihres Koffers zu. Sie greift nach einem durchsichtigen Plastikbeutel mit halb abgebrannten Kerzen und einem T-Shirt, auf dem 16 MAGAZINE! steht, und nimmt sich der auf dem Bürgersteig verstreuten durchnässten kleinen Blusen, Unterhosen, Babysachen und Socken an. Sie schüttelt alles aus und legt es ordentlich zusammen.

Manchmal lösten sich Veronicas Schulterpolster und rutschen ihren Arm oder ihren Rücken hinunter, ohne dass sie es merkte. Einmal saßen wir in einem guten Restaurant, und ein Mann am Nachbartisch sagte: »Entschuldigen Sie, aber da bewegt sich was auf ihrem Rücken.« Sein Tonfall war unbekümmert und aggressiv zugleich, als wäre er wieder einmal gezwungen, es allein mit den dümmlichen Modesklavinnen dieser Welt aufzunehmen. »Ach«, erwiderte Veronica genauso unbeschwert. »Entschuldigen Sie, das ist nur meine Prothese.«

Manchmal fand ich es großartig, wie schlagfertig sie war, manchmal waren mir ihre Sprüche einfach nur peinlich. Einmal kamen wir aus dem Kino, wir hatten uns einen

ziemlich präntiösen Film angesehen. Als wir an den Leuten vorbeigingen, die auf den Einlass für einen anderen Film warteten, sagte Veronica mit lauter Stimme: »Manche Menschen wollen wohl nichts sehen, was sie herausfordert. Und schauen sich lieber *Flashdance* an. Ich finde Dinge ja nur interessant, wenn sie eigenartig sind.« Sie stolzierte an der Schlange vorbei, und ihre Stimme glich ungefähr einer dieser großen Hutfedern. Sie ist gar nicht so, wollte ich den Wartenden sagen. Wenn man sie besser kennt, ist sie ganz anders.

Aber sie *war* so. Sie konnte geradezu unausstehlich sein. In der Umkleide unseres Sportstudios schnauzte sie immer die Leute an, die ihr zu nahe kamen oder sie auch nur zufällig berührten. »Wenn Sie wollen, dass ich zur Seite gehe, sagen Sie es einfach. Doch hören Sie bitte auf, mir an den Hintern zu fassen«, konnte sie irgendeiner verdatterten Suzy im Gymnastikanzug an den Kopf werfen. »Anal ist schon seit Jahren nicht mehr in. Haben Sie das nicht mitbekommen?«

Die Mexikanerin klappt ihren Koffer zu und erhebt sich mit einem kleinen Lächeln auf den Lippen. Ich bin in der Wirklichkeit zurück. Die Frau verschwindet in der regnerischen Weite. Als sie losgeht, lächelt sie mich noch einmal an und erwidert so meine Beschwörung von Anstand, obwohl ihr der Regen in Strömen vom Gesicht läuft.

In jenem Traum überbrachten mir Fremde Nachrichten von Menschen, die mir nahestanden und aus irgendeinem Grund nicht mit mir sprechen konnten. Es wirkte fast so, als wären meine Bindungen zu den Menschen, die mir im normalen Leben etwas bedeuteten – meiner Familie, engen Freundinnen und Freunden – nichts als ein Zufall, als stünden mir nur jene eigentlich fremden Menschen wirklich nahe, gefangen in einer dieser grotesken Scharaden des Lebens.

Natürlich hatte Veronica jede Menge gute Sprüche auf Lager. Sie war darauf angewiesen. Ohne sie wäre sie nackt gewesen, und alle hätten es gesehen. Einmal, wir saßen in einem Café, wollte sie ein ernstes Gespräch mit mir führen. Ihr war es so ernst, dass ihre Haut einen Grauschleier bekam. Selbst ihre Augäpfel wirkten angespannt und straff, man konnte das sonst nicht sichtbare Weiß ihrer Augen sehen. »Ich muss einfach meinen dicken Arsch hochkriegen und aufhören, mir selbst leidzutun«, sagte sie. Die taffen Worte passten nicht zu ihrem Gesichtsausdruck. Die Kellnerin, eine schwarze Frau mittleren Alters, schaute sie kurz und durchdringend an. Als sie sich abwandte, milderte sich ihr Blick. Sie nahm an Veronica etwas wahr, und ich fragte mich was.

Veronica starb an Aids. Die letzten Tage ihres Lebens verbrachte sie allein. Ich war nicht bei ihr. Als sie starb, war niemand bei ihr.

Ich fühle mich leicht fiebrig, aber ich möchte das Aspirin nicht auf leeren Magen nehmen. Ich möchte auch nicht den Regenschirm halten, während ich das Aspirin nehme, es wieder in die Tasche tue, das Wasser heraushole und aufschraube und dabei den Regenschirm unter dem Arm klemmen habe, dem Arm, der so höllisch wehtut ...

Es ist 25 Jahre her, dass ich Veronica kennenlernte. Damals war ich Aushilfskraft für Textverarbeitung in einer Werbeagentur in Manhattan. Ich war 21, sie eine mollige 37-Jährige mit platinblonden Haaren. Sie trug maßgeschneiderte karierte Anzüge, die unfraulich wirkten, dazu passende Fliegen, leuchtend roten Lippenstift und künstliche rote Fingernägel, ihr Mascara klumpte an den Spitzen ihrer Wimpern zu dichten Perlen zusammen. Ihre laute Stimme klang sinnlich und streng zugleich, wie Plastikweihnachtskugeln in einem rokokohaften Arrangement. Es war eine tiefe Stimme, die schnell ins Schrille kippen konnte. Man hörte sie auch am anderen Ende des Raums, wie sie alle und jeden, auch Leute, die sie hasste, »Schätzchen« nannte: »Tschuldige, Schätzchen, aber ich bin mit Jimmy Joyce und dem Gebrauch des Semikolons mehr als vertraut.« Sie machte ihre Korrekturen wie ein Polizist, der Lippenstift trug. Sie hatte immer ein »Büromäppchen« dabei, mit einem roten Plastiklineal, verschiedenfarbigen Filzstiften, Tipp-Ex, Post-its und einem gerahmten Stickbild, auf dem STILL ANAL

AFTER ALL THESE YEARS stand. Und genau das war sie auch. Als ich ihr einmal erzählte, dass sich meine Stirn so merkwürdig anfühlte, als würde sie sich immer wieder zusammenziehen und lockern, erwiderte sie: »Nein, Schatz, du meinst deinen Schließmuskel.«

»Der Chef findet sie nur so toll, weil sie so eine Scheißschwulenmutter ist«, beschwerte sich einmal ein Korrektor. »Nur deshalb ist sie die ganze Zeit hier.«

»Ich finde sie auch irre«, antwortete ihm eine Aushilfe, die Schauspielerin werden wollte, »sie ist wie eine Mischung aus Marlene Dietrich und Emil Jannings.«

»O mein Gott, du hast völlig recht«, sagte ich so laut und plötzlich, dass mich die andern anstarrten. »Genau das ist sie.«

Ich gehe über eine kleine Fußgängerbrücke, die über den Kanal führt, vorbei an einer riesigen Drogerie, die fast die ganze Seite der Straße einnimmt. Einer der Verkäufer steht davor und schreit jemanden an. »Hey, du«, brüllt er, »ich habe das gesehen! Bleib stehen!« Und dann, etwas unsicherer: »Hey! Bleib stehen, hab ich gesagt!«

Hey du, sang Veronica einmal beim Arzt im Wartezimmer zur Melodie eines Hits aus *Guys and Dolls*, »hier haben wir das Pferd, auf das wir setzen, und das heißt Retrovir«. Die Krankenschwester am Tresen lächelte. Ich nicht.

Bleib stehen. Veronica musste lachen, als sie mich sah. »Du bist wie eine Perserkatze, Schätzchen«, sagte sie und

formte ihre Hände zu braven kleinen Pfötchen, starrte ekstatisch ins Leere und streckte leicht die Zunge raus. Und musste dann wieder lachen.

Ein paar andere Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter kommen aus der Drogerie und schauen dem Typen hinterher, der, ohne sich umzudrehen, weitergeht. Es ist klar warum. Die Polizei wird nicht schnell genug da sein, und von den Drogerieleuten wird sich kaum jemand mit ihm anlegen, er hätte klar die Oberhand. Diese darwinistische Tatsache dämmert den Mitarbeitenden erst jetzt und bringt sie zum Lachen, sie reagieren wie Tiere, die kopfschüttelnd davontraben, froh, dass sie noch am Leben sind.

Ich komme am Busbahnhof vorbei, wo Leute abhängen, obwohl es regnet. Ich komme an geschlossenen mexikanischen und französischen Restaurants vorbei. Wie sich der Verkehr an dieser Kreuzung ballt, wirkt immer ein wenig festlich, ich weiß auch nicht warum. Der Busbahnhof wirkt immer anders: Manchmal sieht es dort traurig aus, manchmal einfach nur geschäftig, manchmal macht es den Eindruck, als würde alles gleich in die Luft gehen. Johns Büro liegt eine Straße weiter. Er teilt es sich mit einem anderen Fotografen, der vor allem Tiere fotografiert und damit besser über die Runden zu kommen scheint als John, der sich an Leute hält.

Ich mache die Tür auf und setze mich hinter Johns Schreibtisch, um eine Zigarette zu rauchen. Ich weiß, ich sollte John dankbar sein, dass er mich sein Büro putzen lässt, aber ich bin es nicht. Ich hasse es. Es deprimiert mich und macht meinem Arm zu schaffen, den ich mir bei einem Verkehrsunfall verletzt habe und der anschließend von einem schlechten Arzt ruiniert wurde. John teilt sich die Toilette mit dem Tierfotografen, einem dreckigen Kerl, und ich muss beiden hinterherputzen. Irgendwann einmal stand John mir nahe, irgendwann einmal waren wir Freunde. Manchmal erzählt er mir sogar noch jetzt von seinen Unsicherheiten oder gibt mir Ratschläge – bezüglich des Rauchens zum Beispiel, was ein ganz schreckliches Problem zu sein scheint.

Ich nehme etwas Codein, um den Arm einsatzbereit zu machen, und schlendere rauchend durch das Büro. Ich sehe mir die Fotos an, die an den Wänden hängen, Johns Fotos aus drei Jahrzehnten. Die aus den Siebzigern sind am besten. Die Models sind noch keine professionellen Models, sondern einfach Leute, die John kannte. Männer und Frauen, alle nackt, bis auf ein Paar Stiefel oder einen Hut oder eine Unterhose, irgendetwas, was ihnen ein bestimmtes Flair verleiht. Die meisten von ihnen haben keine schönen Körper, aber sie schauen in die Kamera und wirken, als fühlten sie sich wohl in ihrer Nacktheit. Sie stehen einfach da oder werfen sich mit jener Mischung aus

Entspanntheit und Perversion in Pose, die den Leuten damals eigen war. Die Zeit, in der sie lebten, schien ihnen allen gewissermaßen den perfekten Anzug verliehen zu haben, eine Bandbreite an Posen und Gesichtsausdrücken, die ihr Inneres in die richtige Form gossen, so dass sie sich sogar nackt so fühlten, als hätten sie etwas an.

Ich asche in die Zimmerpflanze neben dem Schreibtisch und fahre mit den Fingern über die Blumenerde, damit man das nicht merkt. Ich richte mich auf und gehe in die Toilette, um die Putzmittel zu holen, einen gelben Eimer mit Lappen und Sprühflaschen mit Reinigungsmitteln, die so stark sind, dass ich einmal eine riesige Spinne damit umgebracht habe. Ich stelle den Eimer ins Waschbecken und fülle ihn mit Wasser. Ich sprühe den Spiegel mit Reiniger ein und sehe, wie das feine blaue Gift in dem sich füllenden Eimer glitzert, leuchtendes Ammoniak, der Geruch dumpfer Erinnerung an Kantinenessen und öffentliche Klos, an meine Mutter, die auf dem Boden kniet und putzt. Ich wische den Spiegel mit einem frischen Lappen trocken und werfe ihn dann in den Eimer.

Es gibt immer den richtigen Anzug oder die richtigen Anzüge. Als ich jung war, dachte ich, dass diese Anzüge einfach das waren, was man trug. Als sich die Mode auf so dramatische Weise änderte - Leute, die barfuß herumliefen, Männer mit langen Haaren, Frauen ohne BHs -, dachte ich, dass sich die Welt verändert hätte, dass

von nun an alles anders sein würde. Dass ich das dachte, ist nachvollziehbar, auch das Fernsehen und die Nachrichtenmagazine taten so, als hätte sich die Welt verändert. Ich war glücklich darüber, doch fünf Jahre später änderte sie sich erneut. Und im Fernsehen wurde abermals behauptet: »Nun sind wir so und nicht mehr so! Nun gehen wir so und nicht mehr so!« Als wären Menschen wie dünne Flüssigkeiten, die sich über diese oder jene Oberflächen ergießen und, auf der Suche nach einem Behältnis, das sie zusammenhält, erst das, dann das ausprobieren würden, um zu sehen, was sich richtig anfühlt. Das Problem war nur, dass die Behältnisse zu klein waren, um mehr als ein Persönlichkeitsmerkmal aufzufangen. Man konnte sich nur an ein Persönlichkeitsmerkmal halten und es eine Zeit lang ausleben, dann musste man es wieder verstecken und ein neues hervorholen. Eine Zeit lang waren »wir« voller Liebe, dann waren wir entfremdet und steckten voller Wut, dann waren wir ironisch und dann deprimiert. Und obwohl wir uns gerade in einem Krieg gegen den Terror befinden, attestieren uns die Modezeitschriften ein sonniges Gemüt. Wir tragen leuchtende Farben und üben uns in moralischer Klarheit. Als ich vergangene Woche auf die Ergebnisse einer Blutuntersuchung wartete, las ich in einer Zeitschrift, dass der Terror uns nicht unseren sonnigen Optimismus verdunkeln dürfe.

Natürlich ist das alles viel subtiler und auch komplexer. Als John diese Aktfotos machte, war eine junge Frau mit einem winzigen astdürren Körper und einem großen ehrerbietigen Kopf die beliebteste Sängerin des Landes und sang mit einem delikaten Lispeln von weißer Spitze und Versprechungen und der Sehnsucht, jemandem nahe zu sein. Als sie sich wegschloss und zu Tode hungerte, waren alle schockiert. Obwohl man den Hunger schon immer in ihrer Stimme hatte hören können. Ebendas war es, was an ihr so berührte. Eine süße Stimme, die an einem dunklen Ort eingesperrt ist und sich völlig auf den schmalen Streifen Licht konzentriert, der unter der Tür hervorkommt.

Ich werfe den Lappen in den Eimer, rauche noch eine Zigarette und asche ins Waschbecken. Eine kleine Szene aus einem Film aus jener Zeit der Nacktheit spult sich vor meinem inneren Auge ab: Ein psychotischer Serienmörder sprengt Vergnügungsparks in die Luft. An der Spitze der Menschenmenge, die sich darum reißt, Achterbahn zu fahren, steht ein schlanker, hübscher Mann mit langen blonden Haaren und weiten Klamotten. Seine großen, schönen Augen sind auf einen schmalen Lichtstreifen gerichtet, den nur er sehen kann.

Ich hebe den Toilettendeckel an – wieder völlig verdreht – und werfe die Zigarette hinein. Mache den Wasserhahn zu und hebe den Eimer hoch. Ich beie die

Zähne zusammen, da der Schmerz ein Loch in meine Schulter reißt und mich mit hineinsaugt. Die Achterbahn rast hinab, und alle schreien vor Freude; der blonde Mann schreit vor Entsetzen, während sein Wagen in die Luft fliegt und auf die Erde prallt. Weißer Schaum verteilt sich sanft auf der wogenden Wasseroberfläche, während ich den Eimer auf den Boden stelle.

Es ist keine einfache Sache. Wenn man nicht das richtige Behältnis findet, fällt es den Leuten schwer, zu erkennen, wer du bist. Andererseits musst du in der Lage sein, deine Form relativ schnell zu verändern, ansonsten bleibst du in einem Behältnis stecken, das einmal Sinn ergeben hat, aber inzwischen von deiner Umwelt nicht mehr verstanden wird. Das geht schon seit Langem so. Früher erstellte mein Vater Listen mit seinen Lieblingssongs, geordnet danach, welchen er am liebsten mochte. Diese Listen waren voller Nuancen und änderten sich alle paar Jahre. Er lief mit der jeweiligen Liste in der Hand umher und erklärte, warum Jo »G. I. Jo« Stafford über Doris Day stand oder Charles Trenet besser war als Nat King Cole – nur um Haaresbreite besser. Das war seine Art, seinen Mitmenschen etwas von sich zu zeigen, das zu intim war, um es direkt auszusprechen. Eine Zeit lang wussten alle irgendwie, was mit dem Vergleich zwischen Doris Day und Jo Stafford gemeint war, eine der beiden Sängerinnen zu bevorzugen brachte eine Mischung von heimlichen zärtlichen Gefühlen